

Zeitschrift: Zürcher Illustrierte

Band: 4 (1928)

Heft: 14

Artikel: Der Schmied von Turul

Autor: Sendingen, Conrad

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-833960>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 11.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

DER SCHMIED VON TURUL

Novelle von CONRAD SENDINGEN (Ouchy)

(Nachdruck verboten)

Der in der Schweiz lebende Verfasser wird in nächster Zeit ein größeres Werk, einen Roman «Kinder des Chaos», auf den wir unsere Leser heute schon aufmerksam machen möchten, herausgeben.

Soweit man den Fremden verstehen konnte, hieß das Dorf, das ihn geboren hatte, Turul. Weit drinnen im südrussischen Flachland sollte es liegen, kaum merklich herausgehoben mit seinen platten Strohdächern aus der träumenden Unendlichkeit der Steppe...

Ja, wenigstens hatte es dort so lange gelegen, bis Väterchen Zar ihn zu seiner Armee berief. Was dann aus dem Nest geworden war, ob eines Lehmbauers jetzt noch am alten Flecke stand? Wer weiß? Er hatte ja selbst auf seinen Kriegsfahrten oft genug beobachtet, auf welche Art dem Bauern die Rechnung präsentiert wurde, wenn zwei Machthaber sich stritten — Kerensky, Graf Wrangel, rote Armee, weiße Armee, mit allen war er marschiert... O nein, die dürtigen Strohdächer daheim konnten so viel unspringenden Sturm nicht gewachsen sein; gewiß, das waren sie nicht.

Der Gedanke an das ferne Turul kam ihm aber nur, wenn er sehr ermüdet war, mit allen Fasern seines großen Leibes sich nach Ruhe sehnte, sonst wohl nicht. Gewandert ist er heute, marschiert wie in all den unruhigen Jahren der Kriegswehen. Außenlich nur anders, frei und ledig des Drills der Uniform, der harten Kriegsbeschwerden. Mehr für sich — und doch zum größten Teil der Gewohnheit folgend, die das verwilderte Soldatenleben ihm eingeimpft hat. Genau betrachtet ist es das Gleiche geblieben: er wußte so wenig wie damals, als er in Reih und Glied seinem Vordermann nachtrabte, wohin es ging, wo er bei sinkendem Tage ruhen konnte, wer seines Magens gedenken würde. Und endlich — wenn der rätselhafte Lenker dort oben ihm ins Ohr flüstern wollte: Hier bleibe!

Schließlich hatte Gott ihn doch — ganz ohne Zweifel — mit Vorbedacht so groß und stark gemacht, hatte seinem Haar die Goldfarbe des reifen Korns gegeben, ihm zu versichern: ich will deines Brotes nicht vergessen! In seine Augen ein Stück Himmelsblau versenkt, ihn zu ermahnen: sich auf zu mir!

Der Vormund.

Der Vormund hatte ihm Schmied werden lassen, und dazu war er auch wie geschaffen. Beim Grafen Wrangel hatte er nichts anderes getan, als Tag für Tag den flüchtigen Rossen die Hufe zu beschlagen. Da waren ihm Arme wie dem Hephaestos gewachsen. Und in den fremden Ländern, durch die sein Fuß ihn trug, verstand man auch die Sprache seiner Arme, seiner Fäuste sehr wohl. Jedoch: es schob sich ein Kobold zwischen sie und ihren Gebrauch. Ein mißgünstiges, vorwitziges Ding, das aalglat war und seiner Bärenkräfte spottete — was war es gleich: ein Zettelchen nur — sie nannten es «Arbeitsberechtigung», das seinen guten Willen zu überhöhen schien und Landstreicher lieber sehen möchte, als Schaffensfrohe... Volllauf begriff er es nie, warum die Menschen ihn wohl hier und da etwas verrichten ließen, ihm Obdach boten, freundlich zu ihm waren — jawohl, ganz schön; aber nach zwei Tagen ihn ebenso freundlich wieder in die Weite schickten. Nun: hatte Gott ihm nicht blonde Haar und blaue Augen mitgegeben? War sein Wille denn nicht zu versteht...

Weiter. Durch Wälder, unabsehbare Wälder, war er gewandert, als sich der Tag zur Ruhe begab. Fast glaubte er, die Straße führe nirgends wohin, schlecht wie sie ohnehin war. Vielleicht gab es da, daß der gewaltige Forst über einen Menschenort zusammenschlagen, ihm verschlingen könnte wie der allmächtige Ozean... so vieles war schon auf den armen Russenschädel eingestürmt, daß es herzlich wenig geben mochte, was er nicht für möglich gehalten hätte.

Doch da sieht er Lichter schimmern, ei, nur ein paar Schritte weiter — eine ganze Ortschaft, sehr an! Nicht ausgedehnt zwar, aber freundlich mit ihren vordämmelnden UmrisSEN in den landschaftlichen Rahmen eingefügt. Vor dem Gasthof steht er eine Weile, saugt die Witterung ein; sieht zu, wie der Braune des Postwagelchens ausgeschirrt wird und vor Mäßigkeit stolpernd in seinen Stall trölt... Stahl! Weiß Gott, auch er kann fast nicht mehr. Es wird sich wohl ein Winkelchen finden auch für ihn und morgen etwas Arbeit vielleicht, ein Wagen auszubessern, ein Zaun zu befestigen oder dergleichen. Und dann wird ihm wieder bedeutet werden: Zieh weiter, behalten dürfen wir dich nicht! Ja, er sieht sich nochmals um. Der Ort in seiner Weltabschiedenheit, seinem stummen Einvernehmen mit Wald und Dunkel gewinnt ihn unversehens. Und aus dem müden blonden Kopf löst sich ein zaghafes «Vielleicht», gleitet ihm über die Lippen, er zweifelt ja selbst noch daran. Aber selten hat er — Gottlob — so stark das Gefühl gehabt, verwaist und menschenfern zu sein, als jetzt, da er im Abenddunkel auf der Straße steht und sich umsieht.

Doch da — klingt dort nicht die Türglocke eines Kramladens, verschlafen einem späten Kunden nachbimmelnd? Sein Blick fliegt rasch

hinterher, und im Nu tragen seine langen Beine ihn vor das trüb erleuchtete Fenster... Gut: essen braucht man nicht immer, auch schlafen braucht man nicht immer — aber Tabak haben muß ein Mann, soviel steht nach den vielen Feldzügen schon in sein geringes Wissen eingegraben. Seine Hand beginnt in der Tasche die schöne, geschnitzte Weichselholzpfleife zu streicheln... noch kurze Zeit Geduld, mein Töchterchen! — Er tritt in den Laden ein.

Warme Luft, ein wenig vom Rauch der breiten Oellampe geschwängert, vom Duft der Warenstapel durchsetzt, empfängt ihn. Eine Person hantiert mit dem Rücken gegen ihm an Paketen, die sie übereinander schichtet. Hält inne, als die Glocke mahnend anschlägt. Für einen Moment erschreckt sie wohl, er sieht es sofort — freilich: seine Größe füllt fast den ganzen Türrahmen

Tischplatte und streicht mit seiner Rechten einmal sanft über die ausgestreckte Hand — ah, das gibt es? Etwas so Weiches wie die Hermeline am Festgewand des Popes zu Haus, so wundersam weich und von anmutigen Wölbungen durchsetzt?

Etwas verwirrt nimmt er das Päckchen an sich und bricht es auf. Seine Finger sind aber unruhig, als er die Pfeife hastig stopfen will. Mehr als auf das Weichselholz schielte er zu ihr hinauf. Er ist besorgt ob seiner Kühnheit, die er selbst nicht recht begreifen kann... Ja, was tut sie nur? Sie schüttet garnicht. Sie sieht ihn vielmehr an, vom Kopf bis zu den Füßen. Oh, er ist schön, er stammt von einem sibirischen Schützen aus dem Innerrasiens, gewiß — aber was: sie geht um den Ladentisch herum, kommt näher zu ihm, nicht durch die schützende

tür, die offensteht. Ein winziger Raum liegt dahinter, mit Regalen bis zur Decke angefüllt. Säcke, Kisten, Blechbehälter durcheinander. Über einem Schreibtisch ein Lämpchen und unter dessen Schein ein — herrjeh! ein Männchen, verkrümmt und geduckt, ganz in sich eingezogene, verschrumpelte Wesenheit... Lauernd, einer dürrbeinigen Kreuzspinne gleich, kriecht das Männchen hervor, hüstelt in den Laden hinein, krächzt zu der Schwarzen hinterum, schleicht den Fremden... das Mädchen scheint keine Angst vor ihm zu haben. Es macht ihm Vorschläge, die der Alte wohl in Zweifel zieht. Mißlaut, streitsüchtig gibt er Gegenrede. Die Kleine aber begeht auf. Ihre Stimme bekommt plötzlich etwas Schrilles, Verzerrtes, was dem Ohr des Russen weh tut. Schließlich schlürft der Alte wieder zurück, zieht sich ächzend ein pfefferfarbenes Wams über, drückt eine Mütze auf das weißsträhnige Haar und winkt dem Fremden, ihm zu folgen. Augenzwinkernd entläßt ihn das Mädchen. Und rasch, mit einer pantherhaften Geschmeidigkeit, läßt es das unverehrte Geldstück wieder in seine Tasche gleiten...

Ja, allerdings: das alles hat etwas reichlich Märchenhaftes für den blöden Russen. Laßt sehen, was weiter kommt! — Ziemilich unsicher stupft er hinter dem Alten drein, der ängstlich die Pantoffel vor dem Straßenschutz schützt. Ha, ein Zeichen nur, und der Riese trägt ihn, so weit er will... Doch seht, liegt da nicht eine Schmiede? Schmiedelnd erkennt der Fremde das gewohnte Bild, das Gestänge zur Seite, die schadhaften Pflüge, die Wagenteile, Faßreifen und Alteisen daneben. Demütig hält er in einiger Entfernung, während der Alte krächzend auf eine blonde Frau einspricht, die ihm entgegenkommt. Dabei deutet er mehrfach auf den Wartenden. Am Ende winkt er ihm,

Der Fremde zieht hastig seine Mütze, so daß ein paar der goldenen Haarsträhnen in seine Stirne fallen, macht unterwürfige Hundeaugen — lieber Gott, er ist ja kaum mehr wie ein Hund geworden in all der Zeit des Umhergeirens... Doch von dem Rot des Schmiedefeuers, das auf dem Herd verglimmt, muß wohl ein Abglanz in seine Augen fallen, denn die verhärzte Frau bekommt ein Lächeln um ihren schmalen Mund und nickt ihm zu. Krächzend, brummend macht sich das Männchen wieder auf den Heimweg. Der Russe aber bleibt. Die kleine Schwarze hat gesiegt.

Wahrhaftig, ja — er bleibt. Und bald hat er erfahren, wie es zustandekommt, daß er nicht fortgetrieben wird: die blonde Frau ist erst seit kurzem Witwe. In ihrer Werkstatt schafft zurzeit nur noch der Lehrbub. Ortsvorsteher aber ist der Alte, dem der Kramladen und die junge Maid gehören, die seine Enkeltochter ist — oho, daher ist er so brummig. Der Russe weiß es längst: bei jedem Amt kommt erst das Brummen, dann die Sachverständigkeit... Einerlei, nun kann er schaffen! Schaffen für drei, denn Arbeit hat sich angehäuft. Die Patronin ist freundlich, sie kocht ein starkes Essen, weil sie wohl besorgt ist, daß seine Kraft sonst eines Tages erlahmen würde, so wittert er mit seinen Keulenarmen... Aber er lacht in sich hinein — sie weiß ja nicht, wie er schlaf... Gott im Himmel, so hat er noch nie geschlafen seiner Lebig lang. Und Bier bringt sie ihm, starkes, dunkles, schämendes Bier, auch ab und zu mal einen Schnaps. Nein, fast ist es zu viel...

Nur Tabak muß er sich selber holen und das ist störend. Denn stets, wenn er sich am Feierabend aufmacht, den Laden zu betreten, wiederholt sich das gleiche Spiel, aufzufreunden noch, und dann geht die halbe Nacht vorbei, bevor er Ruhe findet. Selbst am Tage verfolgt ihn noch das Bild des Mädchens quärend — oft zuckt der schwere Hammer vor dem Schlag zurück, denn aus dem Funken eines blanken Nagelkopfes wächst ihm ihr schlanker Kopf entgegen, ihre Augen mit dem dunkel verlangenden, saugenden an ihm haftenden Blick — verteufelt!

Es wird Sommer. Die blonde Schmiedfrau blüht wieder auf. Sie ist — so scheint es ihm — oft merkwürdig besorgt um seine Schlafkammer, streicht um ihn herum... Oh, gänzlich hier zubleiben, lacht er den Nachts für sich, warum denn nicht? Vielleicht ruft Gott ihm nunmehr zu: Hier bleibe!

Schlichendert er eines Abends, wie schon häufig, am Flußufer entlang. Lang webt die Tageshitze im Dämmerschatten alter Eichen nach. Das Getier der Luft spinnt seine Klangfäden um sein Ohr. Da huscht etwas Lichtes, sprunghaft Bewegtes vor seinem Blick umher, ein Plätzchen der Flut läßt sich vernehmen — kann jemand zu Schaden? Er beschleunigt unwillkürlich seinen Schritt, dringt durch das Buschwerk und — hallo! er sieht ja plötzlich nichts mehr... was ist denn das? Ein Tuch befindet sich um seinen Kopf, das jemand festhält, leicht nur, schlauhaft wohl... da erfährt er Hände, zieht sie fort, bekommt die Augen wieder frei, doch — es will ihm schwierig werden, Flucht ist nicht mehr möglich. Nein, sie hängt ihm schon am Hals... Nun gut! Es kommt ja nur, wie er es fast



LEBENDE SKULPTUR

aus... und wie war sie dagegen winzig, zierlich, zerbrechlich fast mit ihrem flinken Eidechsenköpfchen, das sie leicht hin etwas höher schiebt, wohl um ihn besser übersehen zu können, so zart in ihren Gliedern, um die sich eng, fast wie verliebt, das schwarze Tuch des Kleides schmiegt... Warum denn Furcht? Vor ihm, der jeder Ameise am Boden aus dem Wege geht, der mit dem Essen einhält, wenn eine Wespé an seinem Brot Gefallen findet?

Einen Schritt weiter macht er in den Raum hinein. Das Mädchen bringt behutsam zwischen ihm und sich den Ladentisch. Da holt er schüchtern sein Rauchzeug aus der Tasche, zeigt sein Gesicht, etwas beschränktes Lächeln — da! Der Zeigefinger weist auf die leere Brandstelle, seine Zähne schimmen dabei zwischen den roten Lippen groß und weiß wie geschälte Mandeln. Die andre Hand hält eine kleine Silbermünze zwischen den Fingern... ja, bezahlen auch. Nichts Schlimmes also.

Die Kleine versteht ihn rasch. Vielmehr: sie schmiegt sich, wohl durch seine Zutraulichkeit entwaffnet, ihrer Befangenheit zu Beginn. Das Geldstück in Empfang zu nehmen, das er ihr reicht, hält sie ihm die offene Hand entgegen, nicht ohne Koketterie sogar — schau, was für ein Händchen! Er zögert. Da lacht sie bereits... nein: ein schnmutziges Geldstück, das in seiner Tasche mit Gottweiß welchem Zeug in Gemeinschaft gelebt hat, auf dieses alabasterweiße Hautkissen — oh, niemals! Er legt es rasch auf die

Schranks mehr geschieden — nein! Sie sollte dort bleiben, wo sie war... da sitzt sie schon mit einem kleinen Ruck auf dem Ladentische neben ihm. Grundgütiger Himmel! Gut, daß endlich die Pfeife in Brand kommt, und sein Wunsch erfüllt ist...

Ir Eidechsenköpfchen jedoch, behend und keck, läßt ihn nicht locker. Er beginnt sein Geld zu suchen, das er zurückbekommen muß. Da findet er sich, daß noch das kleine Silberstück überhaupt auf seinem Fleck liegt... so ist er gefangen, potzblitz! Da hilft es nichts, die Mütze in den Nacken zu schieben und im blonden Haar zu kratzen. Er muß sie ansehen, die unter dem Lichtkreis der Deckenlampe vor ihm sitzt, in diesem knappen, kurzen Kleide — und so entdeckt er auch, daß sie kein kleines Mädchen mehr ist... ah, unter dem Schwarz des Gewandes spielt lustern, wenn sie sich aufrichtet, etwas Gehügeltes, Elastisches. Zwei wohlgeformten Schwestern gleich, wölben sich die Schenkel verführerisch über der Eichenplatte des Tisches — genug! Er mag nicht in das schwile Grau seiner Nacht die Spiegelung ihrer Reize mit hineinsehen.

Aber er drängt vergeßlich fort. Sie stellt ihm Fragen. Zu seinen gurgelnden Lauten lacht sie nur. Als er die Gebärde des Hammerschwingens macht, tut sie von neuem erschrocken, aber deutlich gespielt, als gelte der angedeutete Schlag ihr selbst... o, was für ein Racker!

Da fällt zum Glück sein Blick auf eine Seiten-

(Fortsetzung Seite 12)

(Fortsetzung von Seite 12)

Derweilen wählt es in dem blonden Kopf des Riesen. Unablässig. Es geht nicht weiter so, er verkommt sonst noch. Das hieße Gottes Fingerzeig missachten, wenn er jetzt nicht einhält. Mag sie sich wie toll gebärden — und wenn sie wieder schreit — ha, ihre Stimme reizt ihn zur Wut wie ein Hahenschrei den Elefanten — er besichtigt sich plötzlich scheu seine Hände — so müssen diese wiederum ein Wort mitreden. Es bleibt nichts anderes übrig.

Sieht, was so ein Feiertag vermag: friedlich liegt die Schmiede an der Seitengasse, das emsige Herdfeuer verschwaut. Die Frau tritt langsam auf den Hof, während er auf einer Wagendechsel hockt und den versunkenen Kater streichelt... ja, sie ist voller geworden und hat sich hübsch gemacht. In allem und in jedem scheint es ihm, als habe das Sein eine Rotbackigkeit bekommen, die ihm früher ganzlich unbekannt war. Drum, Herr im Himmel, hilf, das Letzte zu beenden, was noch im Wege liegt. Es muß nun sein...

Noch einmal eine Nacht bei ihr. Gleich am Abend ihr klarzumachen, was heraus muß, das geht nicht an. Denn sie ließe ihn nicht fort, das weiß er wohl. So verschiebt er es auf den anbrechenden Tag. Beim Morgengrauen erhebt er sich. Weckt sie. Entschiedener als letzthin sind seine Gesten und das Wenige, was er zu sprechen weiß... Wahnsinniger als je gebärde sie sich dafür. Entstellt ihre Miene, verzerrt den zierlichen Eideckskopf, der Mund ist voll Geifer... sie springt ihm kreischend an den Hals, gillend vor Gier und Elfersucht — oh, da quillt etwas Furchtbare, Rottflammendes, Zukendes in ihm auf, es blendet seinen Blick — oder verdrehen sich seine Augäpfel nur vor Jäh-

zorn, seine guten blauen Augen... er weiß es nicht. Er spreizt die Finger lediglich, senkt sie, greift zu...

Den Alten hat ihr Schreien aufgescheucht. Er hastet zu dem Landjäger hinüber, peinigt den Behäbigen aus seinem Ehegrab und bringt ihn zitternd angeschleppt. Kaum daß der Diener des Gesetzes das Papier über die Ausweisung des Fremden zu sich stecken kann.

Er trifft sie nicht mehr lebend an.

Der schlanke Leib liegt auf dem Bett — entblößt. In alabasterner Weiß. Keine Spur einer Verletzung an ihr. Nur das Leben entflohen. Die Stimme erloschen... Am Bettrand hockt der Russe, auf seine Hände schauend. Regungslos. Erstart —

Der Ausweisungsbefehl flattert zu Boden... Ha — Handschellen her! Wozu aber? Der Landjäger hat keine Mühe mit dem Inhaftierten. Erbleibt auch weiter stumm. Dumpf und bewegungslos... Ihn zu verteidigen, findet sich niemand. Er selber tut es nicht. Seine Herkunft bleibt ungeklärt. Und drei Monate darauf rollt sein blonder Kopf in einem Sack voll schmutziger Asche.

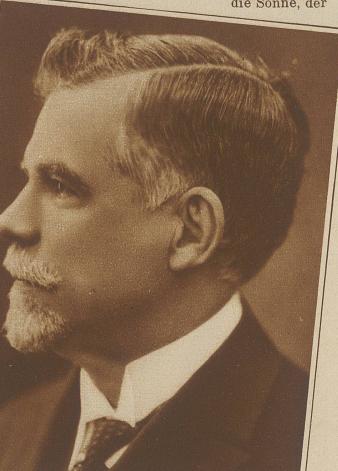
Der Ausweisungsbefehl aber ist unirwirksam geworden: den Toten endlich kann man nicht gut mehr weiter jagen. Man muß sich damit abfinden, daß er bleibt.

Die Spielkarten im Wandel der Zeiten

Forschungen ergaben, daß die Erfindung der Spielkarten aus dem Lande der Sarazenen stammt. Nach einem Manuskript mit Auszügen aus den Werken des heiligen Chrysostomus zu schließen, worin sich Miniaturverzierungen befinden, die viel Ähnlichkeit mit den heutigen

Trèfles, Piques und Carreaux haben, soll jedoch der Ursprung dieser Erfindung in Griechenland sein. Nach einer andern Version wurden die Spielkarten zur Zeit Karls VI. von Frankreich, genannt der Geliebte oder der Wahnsinnige, erfunden, und zwar zur Zerstreitung des gemütskranken Königs. Tatsache ist jedoch, daß man

die Spielkarten in Frankreich bereits im Anfang des 14. Jahrhunderts kannte. Das Kartenspiel erfreute sich an französischen Hofs sehr bald großer Beliebtheit und fand unter allen Ständen weiteste Verbreitung. In einer alten Oper «Karl VI.» wird diese Tradition dramatisch wirksam benutzt. Ein berühmter Kartenmaler jener Zeit war Jaquemin Gringonneur. Auf der National-Bibliothek in Paris befinden sich siebzehn Stück von der Hand Gringonneurs gemalte Karten, welche wahrscheinlich zu einem größeren Spiele gehörten. Sie haben mit den heutigen weder in bezug auf die Größe, noch Figuren und Farben Ähnlichkeit. Diese Karten enthalten kleine Gemälde; dargestellt sind der Papst, der Kaiser, der Eremit, die Sonne, der



Dr. Octavio Mangabeira
Brasilien's Außenminister

Dr. Washington Luis Pereira
de Souza, Präsident der Republik Brasilien

Mond, die Mäßigkeit, die Kraft, die Gerechtigkeit, die Fortuna, der Tod etc. Manche dieser Bilder interessieren durch ihre Kostüm und ihre naiven Allegorien. Die Kraft wird durch ein riesengroßes Weib, welches einen starken Pfeiler wie einen dünnen Stab zerbricht, versinnbildlicht. Die Mäßigkeit gießt Wein aus einer Flasche in die andere, ohne davon zu kosten. Der Tod galoppiert auf einem seltsam gespensterhaften Ross und mährt mit seiner Sense Große und Kleine, Vornehme und Geringe nieder. Die Sonne beschreibt eine beschleidete, sitzende Bäuerin, welche emsig an ihrer Spindel sitzt — wahrscheinlich um anzudeuten, daß die Sonne für jedermann scheint. Es ist für die Gegenwart ein Geheimnis, was für Partien mit der Sonne und dem Mond, mit Fortuna und dem Tode gespielt wurden.

Unter Karl VI. kamen die Piquetkarten auf; die ersten, welche ungefähr die Größe der jetzigen und dieselben Zeichen hatten. Die Edelleute unter Franz I., Heinrich III. und Heinrich IV., die Raffinesse zur Zeit Ludwig XIII., die Stutzer, welche bei den ersten Vorstellungen Molière'scher Stücke ihre Allongeperücken schüttelten, setzten ihre Landgäste, ihre Pferde und Wagen auf Cour-Dame oder Tréfle-Buben.

Kardinal Mazarin ließ zur Belehrung des Dauphins, des nachmaligen Königs Ludwig XIV. historische Spielkarten anfertigen. Die in diesen Kartenspielen abgebildeten Damen waren Johanna von Neapel, Roxane, Maria Stuart und eine persische Prinzessin, namens Parysatia.

Diese Erfindung des Kardinalen fand übrigens keine große Verbreitung. Die französische Revolution formte die Spielkarten völlig um. Die schöpferische Phantasie der Kartenmaler hatte freien Spielraum und statt der bisherigen Figuren sah man den Genius des Handels und des Krieges, einen Gesetzgeber der Revolution mit der Wagschale, einen republikanischen Soldaten und einen Neger mit dem Gewehr über der Schulter. Nach zahlreichen Versuchen setzte der National-Konvent ein Spielkartenmuster fest, welches zu den Geschmackslosigkeiten und Lächerlichkeiten jener Zeit zählt. Solon war Cour-König, Jean-Jacques Rousseau — Tréfle-König, Cato von Utica — Carreau-König, Junius Brutus — Pique-König. An Stelle der Damen traten Gerechtigkeit, Eintracht, Klugheit und Kraft, die Buben wurden durch Hannibal, Decius, Horaz, und Mucius Scavola ersetzt. Diese Karten blieben bis zum Kaiserreich die einzigen offiziellen. Dann erschienen wieder die früheren. Viele Museen und Bibliotheken enthalten Sammlungen von Spielkarten aus verschiedenen Zeiten und Ländern. Die vollständigste Sammlung dürfte wohl die von dem namhaften französischen Bibliophilen des 19. Jahrhunderts Leber angelegte sein, welche einen Teil der Stadtbibliothek zu Rouen bildet. Sie enthält Hindu-Karten, runde, gefirnißte Kartenstücke, welche mit allerlei seltsamen Zeichen, Pagoden, Schellen etc. bemalt sind, chinesische Karten in Form von Spielmarken, deutsche und portugiesische Karten aus dem 16. und 17. Jahrhundert. Alle diese Karten sind vollständig geordnet und von Erläuterungen begleitet. Leber war auch Verfasser einer «Geschichte der Spielkarten», welche im Jahre 1842 in Paris erschien.



Die Osterfreude

der Kinder und auch der Erwachsenen können Sie noch erhöhen, wenn Sie den reichhaltigen Osterartikeln Cailler noch einige Pakete der wohlgeschmeckenden und sehr nahrhaften

Milch-Chocolade

Cailler

beifügen.

Erhältlich in Tafeln, Blocs, Croquetten- und andern für Geschenzkzwecke sehr geeigneten Packungen.

